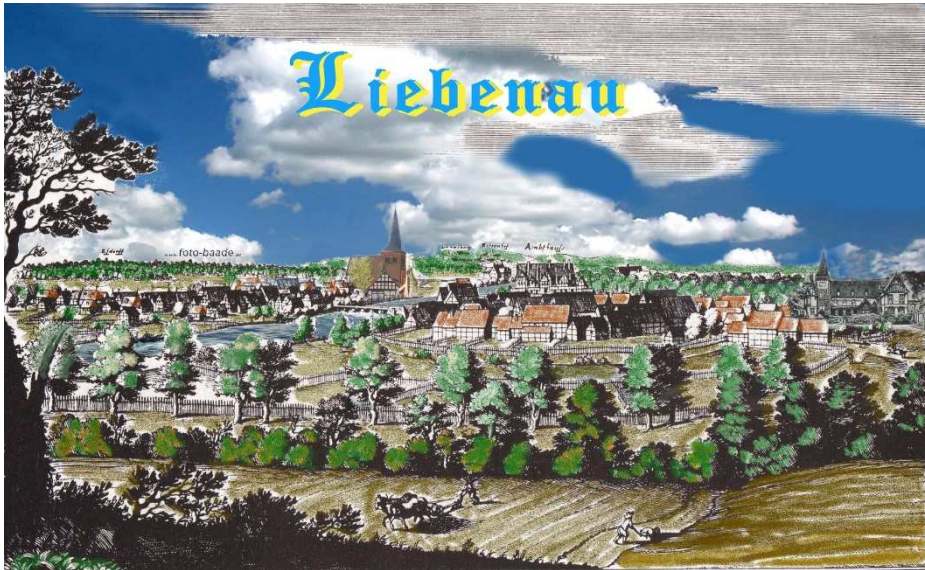


## Momente der Geschichte

Liebenau im 18. Jahrhundert  
- Das „Stedtelein“ Liebenau -

### „Oma! Warum singen die Leute:

Ja, ja, in Liebenau, da ist der Himmel blau,  
da tanzt der Ziegenbock mit seiner Frau.  
Ja, ja, in Liebenau, da ist der Himmel blau,  
da kost` der Schnaps kein Geld,  
weil er vom Himmel fällt.“



zur Verfügung gestellt von Harald Baade

### Kolorierter Merian-Stich von 1654

### „Ja, mein Kind!“

Dieses Lied hat eine lange Geschichte. Liebenau galt in der Grafschaft Hoya des Kurfürstentums Hannover immer als aufstrebender Ort. Der Flecken wurde in den ersten Karten des Kurfürstentums aus dem 16. und 17. Jahrhundert sogar als „Stedtelein“ gekennzeichnet.

Damals erhielten wirtschaftlich bedeutende Orte besondere Rechte als Flecken, jedoch nicht das Recht auf den Ort schützende Mauern. Diese Flecken hatten das Recht auf Märkte und eigene Rechtsprechung und Verwaltung durch einen von den Bürgern selbst gewählten Rat und Bürgermeister. Diese sorgten für Einhaltung der alten Bräuche und Ordnung in ihrer Gemeinde und auch dafür, dass die Erlasse des Fürsten von der Bevölkerung in den benachbarten Orten beachtet und umgesetzt wurden. Wenn dann noch der Flecken der Sitz eines Amtmannes oder Drostens (adliger Amtsverwalter) war, dann ging von diesem Flecken die Macht des Fürsten auf die umliegenden Dörfer aus, und die Rechtsstreitigkeiten der Bewohner des Umlandes wurden z.B. im Amt Liebenau



Die „Alte Wache“  
© Heimatverein Liebenau

verhandelt. Der Amtmann achtete zusammen mit Bürgermeister und Rat darauf, dass die Gesetze, die der Fürst erließ, von den Menschen eingehalten wurden.

Der Dreißigjährige Krieg hatte nun ganz Deutschland (damals Heiliges Römisches Reich deutscher Nation genannt) verwüstet und fast ein Drittel seiner Menschen getötet. Das führte unter anderem dazu, dass bitterste Not und Armut auch im Kurfürstentum Hannover herrschten und die Amtsverwaltungen neu geordnet wurden. So wurde das Amt Liebenau etwa 1709 vom Amt Steyerberg mitverwaltet. Das Amtshaus (ehemaliges Schloss) verfiel und wurde Mitte des Jahrhunderts abgerissen. Zwar hatte der Verlust des Amtssitzes nur wenig Bedeutung für Liebenaus Stellung gegenüber dem Umland – Gerichtsverhandlungen fanden immer noch im Flecken statt und auch die Abgaben mussten noch in Liebenau entrichtet werden. Der Verlust fiel jedoch mit einer allgemeinen wirtschaftlichen Schwäche des gesamten Landes zusammen. Besonders betroffen waren die Handwerker, ganz besonders in Liebenau. Hier erstritten die Schmiede unter Androhung der Aufgabe ihres Handwerks das Vorrecht (Privileg), dass nur sie berechtigt waren, im Kurfürstentum Hannover Sensen und Futtermesser zu verkaufen. Dies sicherte den Erhalt des Gewerbes in Liebenau.

Im aufstrebenden Flecken hatten sich sehr viele verschiedene Handel- und Gewerbetreibende angesiedelt und in Zünften organisiert. So schreibt der Drost Ende des 18. Jahrhunderts:

*„Es befinden sich der freien Ämter allhier als Schmiede, Schuster und Schneider: Brauer 7, Grob-, Klein- und Messerschmiede sind insgesamt 40, Branntweimbrenner 8, Schuster 7, Schneider 4, Linnenweber 8, Zimmerleute und Schreiner 6, Hutmacher 2, Buntfärber und die sich mit Kürschnerhandwerk ernähren 3, Weißbäcker 2, Grobbäcker 6, Metzger 3, Chirurgen 2, Glaser 1, Leyendecker oder Maurer 2. Schmiede, Schuster und Schneider haben eigene bevorrechtigte Ämter.“*

Zunftämter regelten damals alle Angelegenheiten ihr Handwerk betreffend selbst, so z.B. Warenmenge mit Aufteilung der Arbeit, Wertigkeit der hergestellten Erzeugnisse, Preise und Löhne, Ausbildungsordnung usw.

In dieser Aufzählung zeigte sich die Bedeutung des Schnapses, der aus Roggen gebrannt wurde (8 Branntweimbrenner) und von den Einwohnern Liebenaus zusammen mit dem Bier (7 Brauer) als ein Grundnahrungsmittel angesehen wurde. Der Arbeitseifer war entsprechend dem Alkoholkonsum nur eingeschränkt, besonders in wirtschaftlich schlechten Zeiten, wie sie im 18. Jahrhundert immer wieder vorkamen. So sehr die Handwerker auch stolz auf ihr Können bzw. ihre Arbeit waren, so sehr mussten sie diese auch vernachlässigen, wenn der Jahresgang der Landwirtschaft oder eine ferkelnde Sau es erforderte. Um zu überleben, waren die Handwerker zur Zeit des Barock nämlich mehr auf die Ernteerträge ihrer Hofgärten und der kleinen Äcker angewiesen als auf die Aufträge der ebenso armen anderen Landbewohner bzw. ihrer Mitbürger. Alle waren den Unbilden und Launen der Natur gleichermaßen ausgesetzt. Entsprechend groß war der dadurch erzwungene Zusammenhalt der Liebenauer.

Die gemeinsame Bewirtschaftung der Ländereien (Flurzwang) zwang sie zu einer gemeinsamen Nutzung der Felder und gemeinsamen Entscheidungen über den Anbau von Feldfrüchten und die gemeinsame Ernte. Der Lebens- und Arbeitsrhythmus wurde von den Jahreszeiten bestimmt. Der Drost Georg Friedrich von Estorf beklagte dementsprechend auch das Fehlen von Wiesen- und Weideland und des für die Ernährung der Bevölkerung notwendigen Ackerlandes. Es gab nur wenige Kühe und Pferde, da nicht



G. Mützel, Landschaft mit Ziegen

© creative commons.org

genug Nahrung für sie bereitgestellt werden konnte. Für die bäuerlichen Handwerker Liebenaus blieben daher auf ihren kleinen Hofstellen nur die genügsamen Ziegen. Sie lieferten Milch, Wolle und Fleisch u.a. mehr, weil zu damaligen Zeiten alles restlos verwendet wurde. Selbst die Hörner und Hufe wurden zu Spänen verarbeitet und fanden Verwendung bei der Herstellung der in der Grafschaft Hoya und dem Kurland Hannover begehrten „Liebenauer Sensen.“ Damit die Ziegen sich vermehrten und kein Mangel daran entstand, unterhielt die Gemeinde sogar einen Amtsbock, der für Rasse und Nachwuchs sorgte. Auch darin drückte sich die Armut dieses hoyaisch-hannoverschen Fleckens aus. Der Ziege und dem Ziegenbock verdanken die Menschen in Liebenau ihr Überleben in den unsicheren Zeiten der letzten Jahrhunderte.

Ein beliebtes Lied in der Dorfjugend war: „De Zäge well nich böcken, nich böcken, nich böcken. Da treckt wi mit nah Stöcken, nah Stöcken, nah Stöcken. In Stöcken is Musik, da böckt de Zäge glielik!“

Die Einfachheit des Fleckens zeigte sich auch in den ungefähr 210 Gebäuden, aus denen der Flecken bestand – ohne Pfarrhaus und Schule.



Häuser in der „Dreckstrate“,  
heute Bahnhofstraße  
© Heimatverein Liebenau

Es waren die typischen niedersächsischen Strohdachhäuser ohne Schornstein, die aber im 18. Jahrhundert noch nicht so fein säuberlich aufgereiht an der Straße standen. Trotz der Strohdächer standen sie dicht nebeneinander, kaum durch eine Gasse getrennt. Mensch und Tier lebten in den mit Lehm beworfenen Fachwerkhäusern unter einem Dach, auch wenn in einem kleinen Raum ein Handwerk wie das Leinweben, das Bierbrauen oder auch das Schmieden ausgeübt wurde.

Natürlich bedeutete es dann für den ganzen Ort ein furchtbares Unglück, wenn in einem dieser Häuser ein Feuer ausbrach, wozu oft ein Funke vom offenen Herdfeuer am Flett oder vom Kerzenlicht einer Werkstatt genügte. Rasend schnell sprangen die Flammen auf die Nachbarschaft über und vernichteten so ganze Straßenzüge oder auch Ortsteile (z.B. 1715 an die 105 Häuser des rechts der Aue gelegenen Ortsteils Bruchtorf). Oft blieben von den Wohnstätten nur die Misthaufen (in zeitgenössischen Berichten Mistpfützen genannt) übrig. Aber in diesem Elend zeigte sich wieder der Zusammenhalt der schon immer aufeinander angewiesenen Menschen des Ortes. Der Magistrat und Rat des Fleckens beantragten beim Amtmann Hilfen für die Abgebrannten. Bauholz aus dem Gemeindewald und den landesherrlichen Forsten wurde freigegeben, Stroh und Lehm wurde gesammelt, zum Teil gespendet. Auch aus der Kasse der Landstände der Grafschaft Hoya konnte es bei Großunglücken Beihilfen für die Obdachlosen geben. Die einfache Bauweise der Häuser ermöglichte unter Einsatz der gesamten Einwohnerschaft den schnellen Wiederaufbau. Einer stellte Pferde, um das Bauholz aus dem Wald zu fahren. Andere bereiteten Lehm auf, Ellern (Erlenholzknüppel) als Geflecht für die Zwischenräume der Fachwerkbalken wurden geschnitten. Zimmerleute und Maurer des Ortes arbeiteten zügig für ihre Verwandtschaft (so bezeichnete man früher alle Nahestehenden, auch die Nachbarn oder Arbeitskollegen, auch ohne Blutsverwandtschaft). Im Ort war ein jeder am Wiederaufbau in irgendeiner Form beteiligt. Bei aller Hilfe überwogen aber doch die Verluste am Eigentum, denn es gab keinerlei Hausrat- oder Feuerversicherungen, die die Schäden ersetzen konnten. Weil alle Bewohner in etwa gleich arm waren, konnten die Hilfen entsprechend nur gering ausfallen und Handwerkszeug, Vieh, verbrannte Nahrungsmittel (Ernte) nicht voll ersetzt werden. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden sogenannte Feuerkassen



Abt Georg Ebell  
© commons.wikimedia.org

eingerrichtet, unter anderem war der Abt des Klosters Loccum, Georg Ebell, ein großer Förderer und 1750 Mitbegründer einer Brandkasse für die Hannoversche Landschaft.

Auch dem Ortsbild waren diese Vorgänge nicht eben zuträglich. Denn anders als vielleicht heute wurden die Gebäude nicht großzügiger, fortschrittlicher oder besser aufgebaut, sondern der Not gehorchend eben schnell in gewohnter Bauweise. Einzig bei den „offiziellen“ Bauwerken achtete man darauf, dass z.B. das Rathaus, die Kirche, die Pfarre und dem Landesfürsten gehörige Gebäude ein hervorhebendes Aussehen bekamen. Kirche und Mühle waren allein wegen ihrer Größe die das Ortsbild prägenden Gebäude, aber in landestypischer Bauweise aufgeführt und entsprechend genauso brandgefährdet wie die anderen Häuser in Liebenau. Schornsteine und Öfen kamen erst allmählich bei den besser gestellten Bürgern zur Anwendung. In Liebenau blieb es bei den Nachtwächterrunden und jährlichen Feuerstättenschauen, ob die Baulichkeiten dem Herkommen entsprachen.

Zwar waren im ganzen Deutschland sämtliche Straßen in einem erbärmlichen Zustand, aber die Spitze hielt das Kurfürstentum Hannover im Hinblick auf den furchtbaren Zustand seiner Fahrwege.



Abraham Bloemaert, Prodigal Son  
© commons.wikimedia.org

Auch Liebenau bildete da keine rühmliche Ausnahme. Im Gegenteil, war doch der Durchgangsweg –die Poststraße nach Stolzenau und Steyerberg– nur durch die rechts und links liegenden dampfenden Misthaufen begrenzt und wurde nur in unregelmäßigen Abständen von den zum Dienst verpflichteten Einwohnern oberflächlichst ausgebessert. Weil es keine einheitlichen Wagenspurbreiten gab, wurden sehr unterschiedliche Fahrspuren nach Größe und Gewicht der Gefährte gezogen. Auch geübten Postkutschenfahrern war es so nicht immer möglich, ohne

Rad-, Achsenbruch oder Umstürzen der Kutsche den Flecken zu durchfahren. Ein solcher Unfall führte natürlich zu einem großen Aufruf der Bevölkerung, wobei die Versammlung einen willkommenen Anlass für „Erfrischungsgetränke“ und Arbeitsunterbrechung bot. Überhaupt hatte man kaum Straßen, sondern eher weit ausgefahrene mit Flurnamen versehene Wege. Darauf suchte sich jedes Fuhrwerk seinen jeweils eigenen Weg, je nach Witterung und vorgefundenen neuen und alten Hindernissen (Findlinge, im Sand oder weichen moorigen Boden versteckte Feldsteine, Wasserlöcher). Vor jeder Reise trafen die meisten ihre letztwilligen Verfügungen (Testament). Die Unterhaltungspflicht für die Wege oblag den jeweiligen Amtsuntertanen, die in der Regel Leibeigene waren und tägliche Arbeiten nach Anordnung des Vogtes (Stellvertreter des Amtmannes) vornehmen mussten.

Da die Nahrungsmittelerzeugung mit allen ihren notwendigen Verrichtungen das wichtigste für alle war und die leibeigenen Untertanen auch für ihren eigenen Lebensunterhalt sorgen mussten, wurden Wegebauarbeiten nur äußerst widerwillig und oberflächlich ausgeführt. Geld sollte dafür erst recht nicht ausgegeben werden. Genügten diese

mehr oder weniger naturbelassenen Wege - von manchen als Knochenbrecher bezeichnet - unseren heutigen Ansprüchen nicht mehr, so dürfen erst recht nicht die damaligen gesundheitlichen Verhältnisse mit heutigen Augen gesehen oder gar Maßstäben gemessen werden. Die Macht der Gewohnheit, des Althergebrachten, Aberglaube und Unkenntnis führten eben zu den Lebensgewohnheiten, die für Seuchen wie Cholera, Ruhr oder dem Maschfieber (im Frühjahr in den Flussniederungen wie unserer Aue durch Mücken übertragen) verantwortlich waren. Das Wasser der Aue war moorig, so verfügten auch die Brunnen der Liebenauer nicht über wirklich reines Wasser, erst recht nicht, wenn man bedenkt, dass Mensch und Tier nahe beieinander – zum großen Teil unter einem Dach – lebten.



Hindemith, Doktor Eisenbart Glockenspiel  
© commons.wikimedia.org

Es gab noch keine kundigen Ärzte. Marktschreier im Stile eines Doktors Eisenbarth besuchten die Marktflecken regelmäßig, zogen Zähne, ließen zur Ader, verkauften „Wunderarzneyen“ und veranstalteten jede Menge Hokuspokus. Die vorhandene studierte Ärzteschaft schimpfte zwar darüber und wies solchen „Quacksalbern“ verschuldete Todesfälle nach, hatte aber selbst nur verschwommene Vorstellungen vom menschlichen Körper und den darin ablaufenden Vorgängen. Die Menschen bauten daher – auch wegen der Kosten – kaum Vertrauen auf, verließen sich auf alte Heilmittel und Kräuter.

Beliebt waren Teufelskralle und Teufelsdreck: *Den Teufel mit dem Beelzebub austreiben!* Im Falle der Kindersterblichkeit war die Trauer in den betroffenen Familien immer sehr groß, aber da bei Masern und Diphtherie sehr viele Kinder im selben Zeitraum im Ort starben, wurde dies gottergeben mit Schicksal erklärt und konnte nicht auf die Verhältnisse durch menschliches Versagen erklärt werden. Die Trauerfeiern führten zudem die Verwandten, Freunde und Nachbarn wieder zusammen und gemäß der Überlieferung wurde dem „Schluck und Bier“ ordentlich Genüge getan beim „Fellversaufen“. Weil es nun bei diesen Feierlichkeiten immer wieder Liebenauer gab, die nach dem Genuss von Alkohol ausfällig wurden und entweder ihre Mitmenschen angriffen oder gegen die Obrigkeit lästerten und drohten, gab es am Rathaus einen Pranger, an den diejenigen Übeltäter gefesselt wurden, die einfach nicht anders zu bändigen waren. Hals und Hand wurden in eiserne Klammern gelegt oder in einen Block gespannt und wurden dem Gespött der Bewohner ausgesetzt.

Das fand aber nur selten statt, im Falle von besonders hartgesotenen Zeitgenossen. Die im Rathaus stattfindenden Gerichtsverhandlungen endeten zumeist mit Geldstrafen oder Arbeitsleistungen. Bei den geringen Einkommen waren das bereits harte Strafen. Natürlich gab es Waldfrevel, Wildfrevel oder Verstöße gegen die Marktordnungen (falsche Gewichte), aber der Bürgermeister und der Gemeinderat regelten diese ganz wie im Mittelalter.

Schwere Vergehen wurden vom Amtmann untersucht und in Nienburg abgeurteilt. Statistiken des 18. Jahrhunderts zeigen, dass Bewohner des Amtes Liebenau durchaus für viele Jahre Insassen des Stockturms (Gefängnis) in Nienburg waren und z.T. dort auch verstarben. Die noch ganz dem Mittelalter verhaftete Rechtsfindung verwendete bis zum Ende des Jahrhunderts wie selbstverständlich noch die Tortur (Folter), insbesondere in den Hexenprozessen.



Beyer, Liebenau Pranger  
commons.wikimedia.org

## Momente der Geschichte

Liebenau im 18. Jahrhundert

- Das Handwerk im 18. Jahrhundert -

**„Opa, was für Berufe haben die Leute  
in Liebenau früher gehabt?“**



In der Sensenschmiede



In der Webstube



Beim Stuhlmacher



Klöpplerinnen in Liebenauer  
Klöppeltracht

## De Waterkraft von Bäk un Au, us Arbeit brocht för Lewenau!

(Die Wasserkraft von Beeke und Aue  
hat uns Arbeit gegeben für Liebenau)

### „Joh, mien Deern!“

Dahinter steht eine uralte Überlieferung. Schon im 18. Jahrhundert hatte Liebenau in der Grafschaft Hoya eine besondere Stellung. Die Grafschaft bestand aus einer Stadt und 13 Flecken, von denen Liebenau als drittgrößter Flecken eine besondere Würdigung erfuhr. Im Jahr 1771 machte Dr. Anton Büsching, ein Gymnasialdirektor, es sich zur Aufgabe, die Länder des Heiligen Römischen Reiches ganz genau zu beschreiben und ihre Bedeutung für die jeweiligen Herrschaften darzustellen. Sowohl in der allgemeinen Beschreibung der Grafschaft mit ihren insgesamt etwa 9000 Feuerstellen wird Liebenau hervorgehoben, als auch in der Beschreibung der einzelnen vier Quartiere, in welche die Grafschaft eingeteilt wurde. Liebenau gehörte mit der Stadt Nienburg zum dritten Quartier. Büsching schreibt 1771: „Liebenau, ein Weichbild (Ortschaft), das von der durchfließenden Aue in zwei Teile geteilt wird. Der gegen



Weichbild des Flecken Liebenau  
am Rathauseingang

Osten liegende Teil ist ehedessen ein besonderer Ort gewesen, welcher Bruchdorf genannt worden, und der andere gegen Westen belegene Teil hat allein Liebenau geheißten. Jetzt ist hier kein Amthaus mehr. Zu der hiesigen Pfarrkirche gehört das Filial (Tochterkapelle) zu Wellin, im Amt Stolzenau. Es werden hier sehr feine Spitzen, die den brabantischen nichts nachgeben, auch Sensen verfertigt.“

Die Spitzenklöppelei blühte aber erst ab der Mitte des 18. Jahrhunderts, während die Schmiedekunst bereits in sehr frühen Besiedlungsspuren nachweisbar ist. Um diese hervorgehobene Stellung zu erreichen, verstanden es die Liebenauer Sensenschmiede, wie auch ihre Steyerberger Nachbarn, die Wasserkraft für die schweren Reckhämmer

zu nutzen, die ihnen die Vorbereitung der Eisenrohlinge für die eigentlichen Schmiedegänge ermöglichte.

Winterbach und Rohrbach wurden an geeigneten Stellen aufgestaut und sogenannte Reck-Mühlen errichtet, in denen die schweren Hammerköpfe vom Wasser angetrieben auf die Rohlinge im Takt niederfielen und diese so verbreiterten und längten. Diese Arbeiten gaben den Schmieden ein besonderes Ansehen und sie verrieten auch nicht, woher die besondere Güte und Dauerhaftigkeit ihrer Sensen kam. Die Schmiede beherrschten das Ansehen des Dorfes und ihre Zunft führten sie auf den in der Bibel erwähnten Tubalkain zurück. So war die Umgebung des Fleckens vom Hämmern der Reckmühlen erfüllt. Die Kornmühle an der Aue musste sich das Wasser mit der Reck- und der Schleifmühle teilen.

Die aufgrund der jahreszeitlich wechselnden Wasserstände regelmäßig entstehenden Streitereien, die oft in Handgreiflichkeiten ausarteten, mussten immer wieder von der Amtsherrschaft oder sogar von dem kurfürstlichen Hof geregelt werden. Die Mühle war herrschaftlicher Besitz und vom jeweiligen Müller



De\_Stände\_1568\_Amman  
© commons.wikimedia.org



Giohargius\_Tubalcain  
© commons.wikimedia.org

nur gepachtet. Der Müller war also genau wie die Schmiede für sein Einkommen auf das Wasser der Aue angewiesen.

Für uns sind heute die Lebens- und Arbeitsverhältnisse im 18. Jahrhundert nicht einmal mehr im Ansatz nachvollziehbar. Wenn voll Stolz auf diesen Abschnitt der Entwicklung Liebenaus geschaut wird, dann deshalb, weil dieses Handwerk damals dem Ort nochmals eine besondere Bedeutung verliehen hat, mit einer Ausstrahlung, die über das ganze Kurfürstentum hinausging und dem Ortsbild eine bis in unsere Zeit hineinreichende Prägung verlieh. Andererseits darf dieser Stolz nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Menschen überwiegend „von der Hand in den Mund lebten“. Ihre harte Arbeit stand in keinem Verhältnis zu ihrem Einkommen und Lebensstandard. Der letzte Begriff war gar nicht bekannt. Man lebte beinahe auf einer Stufe mit dem Nutzvieh, so vor allem in den Augen der herrschenden Obrigkeit. Die meisten Einwohner

Liebenaus waren Leibeigene, denen durch regelmäßige Abgaben kaum etwas zum Überleben übrig blieb und – da sie sich nicht einmal selbst gehörten – auch keinen größeren Besitz schaffen konnten. Einmal in diesen Stand hineingeboren, gab es kein Aufsteigen daraus und keine Entwicklungsmöglichkeiten, denn ihr Schicksal war schon mit der Geburt besiegelt. Obwohl das Jahrhundert den Beinamen „Zeitalter der Aufklärung“ erhielt, war auf dem Land und in den kleineren Amtszentren nichts von den Ideen oder auch praktischen Hilfen angekommen. Die Menschen blieben - gezwungenermaßen – ihren alten Gewohnheiten treu. Der Adel ließ sich in Liebenau nicht blicken oder förderte irgendein wirtschaftliches Fortkommen nur für den eigenen Vorteil. Die Schule stand im Dienst der Landesherrschaft durch die Oberaufsicht der Kirche. In den Gottesdiensten wurden amtliche Bekanntmachungen verlesen. Die Gesellschaftsordnung und die Herrschaft waren von Gott gewollt und durften bei schweren Strafen nicht hinterfragt werden. Innerhalb dieses starren Systems trat man im Kurfürstentum Hannover auf der Stelle, obwohl man in England durch die Personalunion ein Vorbild an Entwicklung hatte. Statt sich dieses Vorbildes zu bedienen, blieb es bei zaghaften Ansätzen, wie z.B. der Unterstützung zur Einrichtung einer Klöppelschule 1783, oder der Zahlung von Prämien für die Anlage von Versuchsfeldern bzw. Versuchen mit landwirtschaftlichen Geräten. Aufgrund der scharfen Standesgrenzen und den fehlenden persönlichen Entwicklungsmöglichkeiten mussten solche Versuche zur Verbesserung der Lebensverhältnisse der Untertanen weitgehend wirkungslos verpuffen. Diesen für uns, von unvorstellbaren durch Armut, Krankheiten, Aberglauben und Hörigkeit geprägten Verhältnissen, entkam man nicht. Auch die jährlich abgehaltenen Märkte und das Schützenfest stellten keine wirklichen Ablenkungen dar. Sie sollten das Einkommen des Ortes heben und dem Elend ein freundliches Gesicht verleihen. Die ständige Wiederkehr der immer gleichen kirchlichen und selteneren weltlichen Feste sorgten für Gewöhnung der Bevölkerung Liebenaus an ihr Leben und gaben ihm einen Rhythmus.

Eine Besonderheit der Hoyaer und damit auch der Liebenauer sei noch erwähnt: Das „Bören“. Ein geistlicher Würdenträger beschreibt im 18. Jahrhundert diesen ihn befremdenden Brauch. Etwa 14 Tage vor Pfingsten waren die Männer mittleren Alters ihres Weges nicht mehr sicher. Gruppen junger Mädchen überfielen junge gestandene Männer, auch wohl Herren gesetzteren Alters – ohne groß auf Standesunterschiede zu achten – und hoben sie mit vereinten Kräften in die Luft. Natürlich setzten sie die Männer auch halbwegs sanft wieder ab. Die Herkunft dieses Brauches ist unbekannt. Ob sich die Mädchen als heiratsfähig wegen besonderer Kraft,



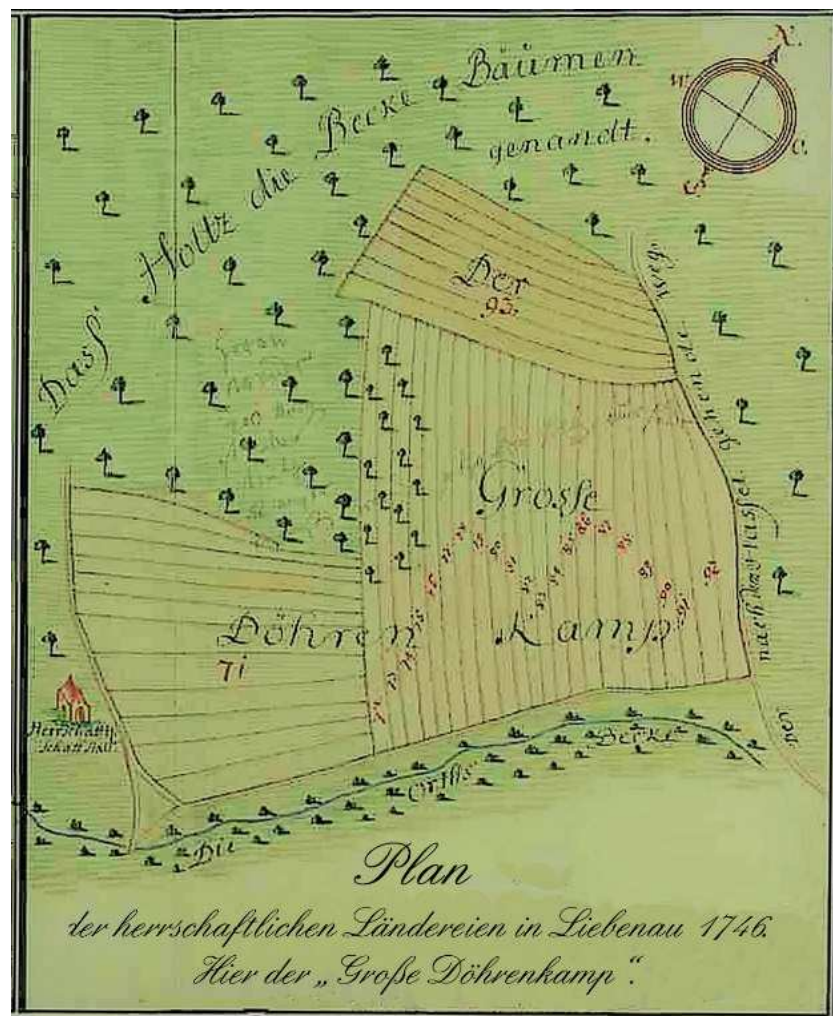
Geschicklichkeit und Tüchtigkeit empfehlen wollten, lässt sich nur vermuten. Auch ein anderer Liebenauer Wahlspruch scheint in Vergessenheit geraten zu sein:

Äten, Fräten, Supen, langsam goahn und pupen, dat sleit an!  
Essen, Fressen, Saufen, langsam gehen und pupsen, das wirkt!

## Landwirtschaft in Liebenau im 18. Jahrhundert

Die Liebenauer bewirtschafteten die Äcker des Landesherrn, der adligen Gutsbesitzer und der Kirche als leibeigene Pächter. Immer noch herrschte die Dreifelderwirtschaft vor. Jeweils ein Drittel der Ackerfläche blieb zur Erholung des Bodens ungenutzt (brach). Die schmalen Ackerstreifen von wenigen Ar (1 ar = 100 qm) wurden im Flurzwang genutzt, d.h. die Bauern legten vorher fest, welche Feldfrucht auf der gesamten Fläche gemeinsam angebaut wurde. So wurden Wegerechte und Pflugwenden nicht verletzt. Auf den leichten Geestböden wurde noch der Hackpflug eingesetzt, während auf den schwereren Marschböden der Räderpflug zum Einsatz kam. In den Hausgärten wurde mit dem Grabscheit gearbeitet. Die Hofgrößen betragen 3 bis 5 ha (heute ca. 60 ha und mehr).

Ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begannen Regierung und Privatleute (Albrecht Thaer) mit Versuchen zur Verbesserung der Landwirtschaft, um für eine bessere Ernährungslage der Bevölkerung zu sorgen. Der Kartoffelanbau z.B. wurde ebenso gefördert wie auch später die Seidenraupenzucht. Die Bauern blieben jedoch vorsichtig und beim Altbewährten.



Mitte des 18. Jahrhunderts begann man im Kurfürstentum Hannover mit der genauen Erfassung des staatlichen Besitzes.

# Momente der Geschichte

Liebenau im 18. Jahrhundert

- Die 4 wichtigen Handwerke in Liebenau -

## A. Das Sensenschmiedehandwerk in Liebenau

### 1. Einleitung

Im Jahr 1913 ist in unserem Flecken das Sensenschmiedehandwerk ausgestorben, das jahrhundertlang der Einwohnerschaft des Ortes Arbeit und Brot und dem Orte selbst sein charakteristisches



Blick in den nördlichen Teil der Langen Straße. Links das alte Rathaus.  
© Heimatverein Liebenau

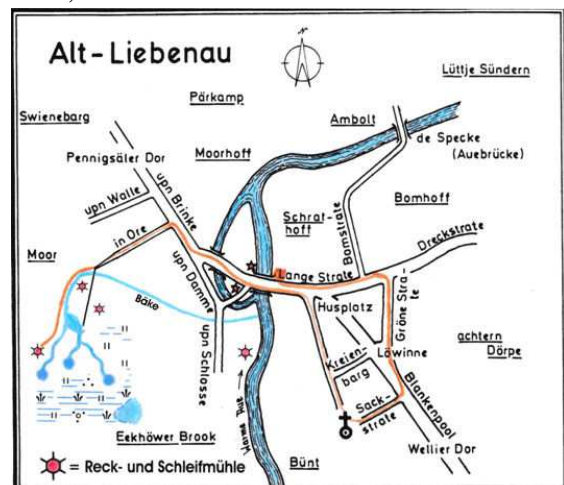
Gepräge gegeben hat.

Seit alter Zeit schon war Liebenau ein Mittelpunkt handwerklicher Gewerbetätigkeit. Außer dem Amt der Blankschmiede standen vor allem die Weberei, die Stuhlmacherei und die Spitzenklöppelei dort in hoher Blüte. Auch diese Gewerbe sind in der Neuzeit allmählich verschwunden, und Liebenau hat nichts Besonderes mehr, sondern ist ein Flecken mit vorwiegend gemischter Bevölkerung, wie es deren viele in der Wesermarsch gibt. Allerdings wird immer noch die enge Bauweise vieler Häuser auffallen, die einst für den Gewerbebetrieb und nicht für den landwirtschaftlichen Betrieb errichtet worden sind. Die Blütezeit der in Liebenau betriebenen Handwerkszweige, insbesondere die des Sensenschmiedehandwerkes, war auch die Blütezeit des Ortes. Leider ist heute eine wirtschaftliche Herstellung handgeschmiedeter Sensen nicht mehr möglich, und die letzten Meister dieser Zunft sind schon seit Jahrzehnten ausgestorben.

### 2. Geschichtliches und Wirtschaftliches

Gegenwärtige Ausgrabungen erbrachten den Nachweis, dass bereits um 800 n. Chr. in Liebenau Schmiedetätigkeit erfolgte. Schon ausgangs des Mittelalters waren Liebenauer Sensen, Sicheln und andere Schneidewerkzeuge weit und breit berühmt. Ihre Herstellung erfolgte in den durch Wasser angetriebenen Reck- und Schleifmühlen, deren es in und um Liebenau eine ganze Anzahl gegeben hat. Nach mündlicher Überlieferung sollen zur Zeit der größten Blüte des Handwerks (Anfang des 18. Jahrhunderts) 11 Eisenhämmer und Reckmühlen in Betrieb gewesen sein, doch sind urkundlich nur 7 Reckmühlen und 2 Schleifmühlen nachweisbar. Aus dem Umstand, dass eigentlich außer der Antriebskraft des fließenden Wassers keine anderen Voraussetzungen für die Ausübung dieses Gewerbebezweiges in der Gegend von Liebenau vorhanden sind, da weder Eisen noch Kohle in der Nähe vorkommen, muss wohl angenommen werden, dass die ersten Eisenhämmer von einem Landesherrn angelegt worden sind.

Besonders in den Jahrzehnten vor dem 30-jährigen Kriege stand das Sensenschmiedehandwerk in Liebenau in solcher Blüte, dass von hier aus das ganze Braunschweig-Lüneburgische Gebiet mit Schneidewerkzeugen versehen wurde, und außerdem noch ein beträchtlicher Handel nach den benachbarten Ländern stattfand. Sensen, Sicheln und Schneidmesser fanden aufgrund ihrer hervorragenden Qualität eine immer größere Anzahl von Abnehmern in der Bauernschaft. Nach dem 30-jährigen Kriege, mit dem die erste Blütezeit ihr Ende fand, wurden die Reckmühlen bald wieder aufgebaut bzw. instandgesetzt, und 1678 standen



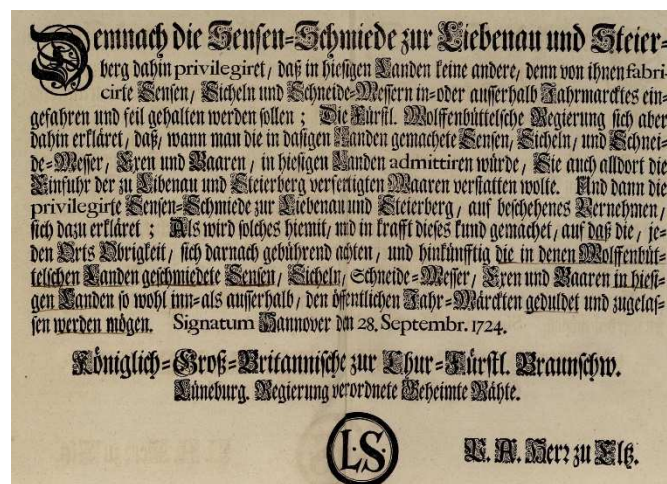
bereits wieder 47 Schmiedemeister in Liebenau in Arbeit, die jeder mit mindestens zwei Gesellen arbeiteten und durchschnittlich 1200 Sensen im Jahre fertigstellten. Der Vertrieb der Sensen erfolgte durch die Meister selbst, die wochenlang von Ort zu Ort und von Markt zu Markt zogen, um ihre Erzeugnisse bei der Landbevölkerung Stück für Stück abzusetzen. Besondere Vorschriften der Gilde der Blankschmiede sorgten dafür, dass die Meister sich nicht gegenseitig Konkurrenz machten.

Allmählich entstand jedoch eine auswärtige Konkurrenz, die den Liebenauern sehr zu schaffen machte, da nach dem Westfälischen Frieden (1648) die Herstellung von Sensen auch in den Nachbarstaaten in größerem Umfange aufgenommen worden war, und besonders die hessischen, mecklenburgischen und brandenburgischen Lande ihre Grenzen für die Liebenauer Schneidezeuge sperren. Auf wiederholte Eingaben und Beschwerden der Liebenauer ließ sich Herzog Georg Wilhelm zu einem Erlass vom 29. April 1695 herbei, durch den die Einfuhr fremder Schneidezeuge in das Gebiet von Braunschweig und Lüneburg verboten und den Liebenauer Blankschmieden das Monopol (Alleinverkaufsrecht) für sein Land erteilt wurde.

Wenn der hierdurch erwartete Aufschwung des Handwerks nicht das Ausmaß annahm, das man erwartet hatte, so lag das daran, dass sehr bald ein ausgedehnter Schmuggelhandel einsetzte, den die Liebenauer Blankschmiede jedoch zum größten Teil selbst verschuldeten, da sie im Vertrauen auf ihr Monopol anfangen, neben guter auch viel minderwertige Ware auf den Markt zu bringen. Auch mehrfache Erneuerungen des Verbotes der Einfuhr fremder Schneidezeuge, die von den Liebenauern erwirkt wurden und verschärfte Strafbestimmungen enthielten, nutzten wenig. Eine Besserung trat erst ein durch den Erlass vom 21. März 1733, in welchem neben der Wiederholung der Bestimmungen des Einfuhrverbotes zum Schutze der kaufenden bauerlichen Bevölkerung verordnet wurde, dass zwei Meister besonders bestellt und beeidigt wurden, die auf ihren Eid alle für den Verkauf bestimmten Sensen hinsichtlich ihrer Güte zu prüfen hatten, bevor der anfertigende Meister sie mit dem springenden Pferde, dem Zeichen für die Inlandsanfertigung, stempeln durfte. Jetzt setzte wieder ein glänzender Aufschwung des Handwerks ein, denn man kaufte wieder mit Vorliebe und Vertrauen die Liebenauer Sensen. Salopp hieß es auch damals schon: „Gewinne privatisieren - Verluste sozialisieren“. So konnten viele unserer Sensenschmiedemeister, und nur sie, risikolos handeln und einen beträchtlichen Reichtum ansammeln.



Allmählich ließ jedoch die Güte der Waren nach, und das Einfuhrverbot wurde wieder umgangen. Durch Händler wurden viele ausländische Sensen, die besser und billiger waren, im Lande abgesetzt. Das Blankschmiedehandwerk ging zusehends zurück, die Reckmühlen verfielen, so dass im Jahre 1759 nur noch 18 Schmiede in Arbeit standen, die den Bedarf des hannoverschen Gebietes nicht mehr zu decken vermochten. Deshalb wurde von der Regierung der Berghandlungs-Gesellschaft im Harz freigestellt, nach Bedarf fremde Schneidzeuge einzuführen. Der Einspruch der Liebenauer Blankschmiede, die sich auf ihre alten Privilegien beriefen, hatte zur Folge, dass 1766 zwischen ihnen und der Berghandlungs-Gesellschaft ein Vertrag zustande kam, in dem letztere sich verpflichtete, sämtliche Liebenauer Fabrikate zu einem bestimmten Preise abzunehmen und für ihren Vertrieb zu sorgen. Der Hausierhandel und die alten Vorrechte Liebenauer Blankschmiede waren hiermit offiziell beseitigt.



Der Vertrag sagte den Liebenauern schon sehr bald nicht mehr zu. Sie versuchten, sich durch un-  
pünktliche Lieferungen, höhere Preisforderungen und dergleichen von ihm zu befreien und ihre  
alten Vorrechte wiederzuerlangen. Tatsächlich erreichten sie im Jahre 1777, dass neben einer Er-  
neuerung des Vertrages mit der Berghandlungs-Gesellschaft ihre alten Privilegien erneuert wur-  
den, d.h. die Einfuhr ausländischer Sensen aufs Strengste verboten und den Eisenhändlern in den  
Städten das Hausieren auf dem Lande untersagt wurde. Damit nahm die Liebenauer Sensenfabri-  
kation für einige Jahrzehnte wieder einen neuen Aufschwung und befestigte ihren jahrhunderte  
alten guten Ruf.

Heimliche Umgehungen des Vertrages mit der Berghandlungs-Gesellschaft und in der Folge  
Streit in der eigenen Zunft führten im Jahre 1799 zur Kündigung des Vertrages seitens der Liebe-  
nauer selbst, was sich sehr bald als eine große Kurzsichtigkeit herausstellen sollte. Die Kündigung  
wurde angenommen und als weitere Folge am 28. April 1801 die Aufhebung aller bisherigen  
Privilegien der Schmiedegilde ausgesprochen. Es blieb ihr nur das Recht, ihre Fabrikate auch wei-  
terhin mit den Privatstempeln der einzelnen Meister zu versehen und sie selbst in alle Provinzen  
des Landes zu verkaufen. In den ersten Jahren der Selbstständigkeit ging das Geschäft der Lieben-  
auer Meister noch leidlich gut, wurde jedoch bald infolge ungünstiger politischer Verhältnisse  
in der Franzosenzeit (um 1800) und ungerecht verteilter Zölle immer schlechter. Das Sensen-  
schmiedehandwerk ging immer mehr zurück. 1829 gehörten der Zunft nur noch 14 Blank-  
schmiede, 2 Nagelschmiede und 5 Schlosser an, und nur noch zwei Reckmühlen waren im Betrieb.  
Jetzt erkannte man, dass der Bruch mit der Berghandlungs-Gesellschaft ein schwerer Fehler ge-  
wesen war und versuchte, durch fortgesetzte Bittgesuche wieder die Unterstützung der Regierung  
zu erlangen. Tatsächlich wurde erreicht, dass wieder zur Schauung und Stempelung der Sensen  
Geschworene eingesetzt und dem unreellen Hausierhandel mit minderwertigen Waren energisch  
entgegen getreten wurde. Nach der Güte wurden die Sensen in drei Klassen eingeteilt, die durch  
den Stempel von den Geschworenen kenntlich gemacht wurden. Ferner wurde jährlich in den  
hannoverschen Zeitungen eine Liste mit Preisen für Liebenauer Sensen veröffentlicht, in der sich  
die Liebenauer Blankschmiede außerdem verpflichteten, Sensen und Schneidezeuge, die nach  
dreimaligem Gebrauch nicht gut befunden wurden, zurückzunehmen. So nahm der Handel mit  
Schneidezeugen wieder reelle Formen an, und das Liebenauer Sensenschmiedehandwerk erlebte  
in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts noch einmal eine Blütezeit.

Einschränkungen, die den Liebenauern hinsichtlich des freien Hausiererhandels von der königli-  
chen Regierung infolge von Beschwerden der Konkurrenz in Sulingen auferlegt wurden, führten  
dann wiederum zu einem Rückgang, der Unzufriedenheit und Missstimmigkeiten unter den  
Blankschmieden, Unregelmäßigkeiten in der Stempelung der Waren und ein Nachlassen in der  
Qualität zur Folge hatte. Durch Amtsverfügung wurde daher im Jahre 1853 jede Stempelung der  
in Liebenau angefertigten Schneidezeuge bei Strafe von fünf Reichstalern verboten.

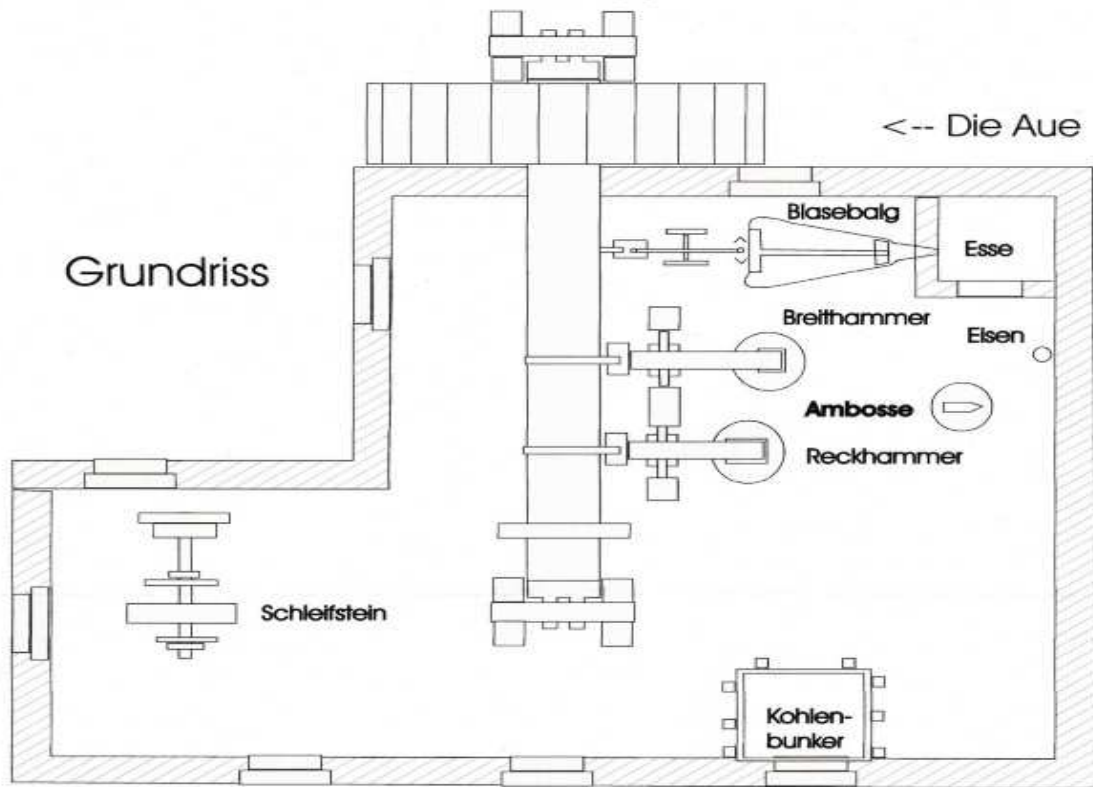
In der weiteren Folge machte dann die maschinelle Herstellung von Schneidezeugen solche Fort-  
schritte, dass die Liebenauer Sensenschmiederei immer weiter zurückging. Im Jahre 1866 gingen  
die veralteten Zünfte mit ihren überholten Einrichtungen ein, Hannover kam zu Preußen, und  
damit fielen die bisher von den fremden Waren erhobenen Zölle. Zwar waren die handgeschmie-  
deten Liebenauer Sensen besser als die Fabrikware, doch durfte die Preisspanne nicht zu groß sein,  
um den Absatz der Ware noch zu ermöglichen. Der Verdienst war daher gering, und den Gesellen  
konnten nur sehr geringe Löhne gezahlt werden. Viele verzichteten daher auf die schwere Arbeit  
am Reckhammer und Amboss, zumal es nur sehr selten einem gelang, selbständig zu werden, weil  
sie die Arbeit des Breitens der Sensen nicht erlernten, die nur von den Meistern und ihren Söhnen  
ausgeführt wurde, die sich keine Konkurrenz großziehen wollten.

Im 18. Jahrhundert verarbeiteten die Liebenauer Sensenschmiede wegen des damals bestehenden  
Einfuhrverbotes für fremdes Eisen ausschließlich Stabeisen aus den Hütten des Harzes. Später  
wurde der erforderliche Stahl aus der Sollinger Hütte in Uslar bezogen. In der letzten Zeit ver-  
wendete man jedoch neben dem deutschen Stabeisen schwedischen Holzkohlenstahl, der den



Modell eines Wasserades zum Antrieb eines Reckhammers  
 © F. Buchholz, Liebenau

Die Reck- und Schleifmühle zu Liebenau  
 M 1:50



Reckhammer in „Wiiten Hus“  
 © Heimatverein Liebenau

### Schlusswort

Der Absatz der fertigen Sensen erfolgte zum Teil durch Versand, wobei die Ware dutzendweise in Stroh und Wachspapier verpackt war, zum Teil auch durch umherreisende Liebenauer Sensenhändler, die „Seesenkerls“, die sie den Bauern ins Haus brachten. Das Absatzgebiet erstreckte sich fast über die ganze Provinz Hannover. Es sei noch erwähnt, dass auch andere Schneidezeuge, insbesondere das sogenannte „Heidsägt“ und Sichel in ähnlicher Weise wie die Sensen von den Liebenauer Meistern hergestellt wurden. Das Material zur Herstellung einer Sense kostete dem Sensenschied 10 Mariengroschen. Für die fertige Sense zahlte ihm die Berghandlungs-Gesellschaft 40 Mariengroschen. Von den 30 Mariengroschen Verdienst musste der Schmiedemeister die Anschaffungskosten für das Handwerkszeug, die Pacht und Unterhaltung für die Mühle und viele weitere Nebenarbeiten wie das Schärfen der Schleifsteine und der Ambosse bezahlen. So brachte es ein vollbeschäftigter Meister auf 185 Taler Jahreslohn, ein Geselle auf 110 Taler.

GELD	GELD	GELD	GELD	GELD
GELD	Im Kurfürstentum Hannover galt im 18. Jahrhundert der Taler als Landeswährung. Er war in 36 Mariengroschen zu je 8 Pfennigen unterteilt.	GELD	GELD	GELD
GELD	Das Durchschnittseinkommen eines Bauern mit 5 Hektar Land war im Jahr etwa 100 Taler. Durch fleißige Leinenproduktion konnte die Familie noch 100 Taler dazuverdienen. Ein Tagelöhner verdiente 4 Mariengroschen am Tag, ein Geselle 13 Mg und ein Meister brachte es auf 25 Mg.	GELD	GELD	GELD
GELD	Die Lebenshaltungskosten lagen im Pfennig- und Groschenbereich. Ein Pfund Butter kostete zwischen 3 und 4 Mg, ein Ei 4 Pfg. Ein Schwein kostete 5 Taler, eine Kuh 20 Taler und ein Pferd 30 Taler. Auch die Kleidung war sehr preiswert: ein Paar Stiefel 15 Taler, ein Paar Strümpfe 15 Mg, ein Hut 2 Taler.	GELD	GELD	GELD
GELD	Lehrer bezogen zwischen 80 und 200 Taler, ein Offizier (Leutnant) 168 Taler, ein General 12000 Taler. Wegen des geringen Einkommens waren somit alle Bürger auf Selbstversorgung bei Kleidung und Nahrung angewiesen.	GELD	GELD	GELD
GELD	GELD	GELD	GELD	GELD

Mit dem Abbruch der letzten Reckmühle ist dem Wirken der letzten Liebenauer Handsensenschmiede, die treu nach altem Brauch und fleißig ihr mühsames aber auch Segen bringendes Handwerk betrieben haben, ein Ende bereitet worden, und das seit Jahrhunderten für den Ort bedeutungsvolle Gewerbe ausgestorben. Das früher weithin hörbare Arbeiten des Reck- und Breithammers ist verstummt. Nur die wenigen Teile der alten Reckmühleneinrichtung, die in „Witten Hus“ und im Nienburger Heimatmuseum aufbewahrt werden, geben heute noch Zeugnis von der Kunst der Liebenauer Sensenschmiedemeister, -gesellen und -lehrlinge.



## Manufaktur

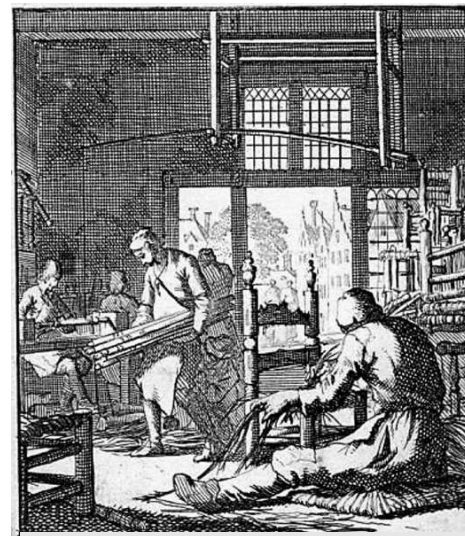
Eine **Manufaktur** (von lateinisch *manus* ‚Hand‘ und lat. *facere* ‚erbauen‘, ‚tun‘, ‚machen‘, ‚herstellen‘) ist eine Produktionsstätte von Handwerkern verschiedener Professionen bzw. hochspezialisierter Teilarbeiter eines Handwerks, deren unterschiedliche Arbeitsvorgänge die Fertigung eines gemeinsamen Endprodukts zum Ziel haben.

In Liebenau waren Manufakturen allerdings nur einfache Handwerksbetriebe, die den Menschen neben einer kleinen Landwirtschaft ein ausreichendes Einkommen versprachen.

Im 18. und 19. Jahrhundert hatten die Bezeichnungen „Werkstatt, Manufaktur und Fabrik“ häufig die gleiche Bedeutung. Manufakturen führten in dieser Zeit bisweilen den Begriff „Fabrik“ im Namen, da er für ein fortschrittliches Produktions- und Betriebswesen stand und dem Handwerker ein gewisses Ansehen verlieh.

## B. Das Stuhlmacherhandwerk in Liebenau

Stuhlmacher ist eine Berufsbezeichnung für den Hersteller von Stühlen und Lehnssesseln. Das Stuhlmachen, die Stuhlherstellung, ist so alt wie die Menschheit. Die Produkte reichen vom Schemel zum Hocker, vom Stuhl bis zum Thronstuhl. Das Gewerbe setzt sich hauptsächlich aus Drechsler-, Bekleider- (heute Polsterer-) und Flechtertätigkeiten zusammen. In Liebenau schlossen sich die Zünfte der Tischler und der Stuhlmacher 1753 zu einer gemeinsamen Zunft zusammen. Mit ihren fünf Tischlermeistern, den vier Stuhlmachermeistern und den zehn Gesellen und Lehrlingen waren sie zu einer mächtigen Gemeinschaft geworden, die ein gewichtiges Wort bei allen Angelegenheiten des Fleckens mitzusprechen hatte. Sie verarbeiteten heimisches Buchenholz zu Rohrstühlen. Das waren Stühle, deren Sitze aus einem engen Geflecht gespaltenen Rohres bestanden. Die Tischler transportierten ihre Ware auf Schiebkarren nach den Jahrmärkten und kamen dabei bis nach Verden und Hannover. Alte Liebenauer wissen zu berichten, dass die Rohrstühle sogar nach Amerika verschifft worden sind. Durch die Industrialisierung der Stuhlfertigung verloren die Innungen an Bedeutung. Das Handwerk der Stuhlmacher ist seit Beginn des 20. Jahrhunderts aus Liebenau verschwunden.



Jan Luyken, Stuhlmacher. Kupferstich  
© commons.wikimedia.org

## C. Das Leinenweberhandwerk in Liebenau



anonym, Heimarbeit\_am\_Webstuhl.jpg  
© commons.wikimedia.org

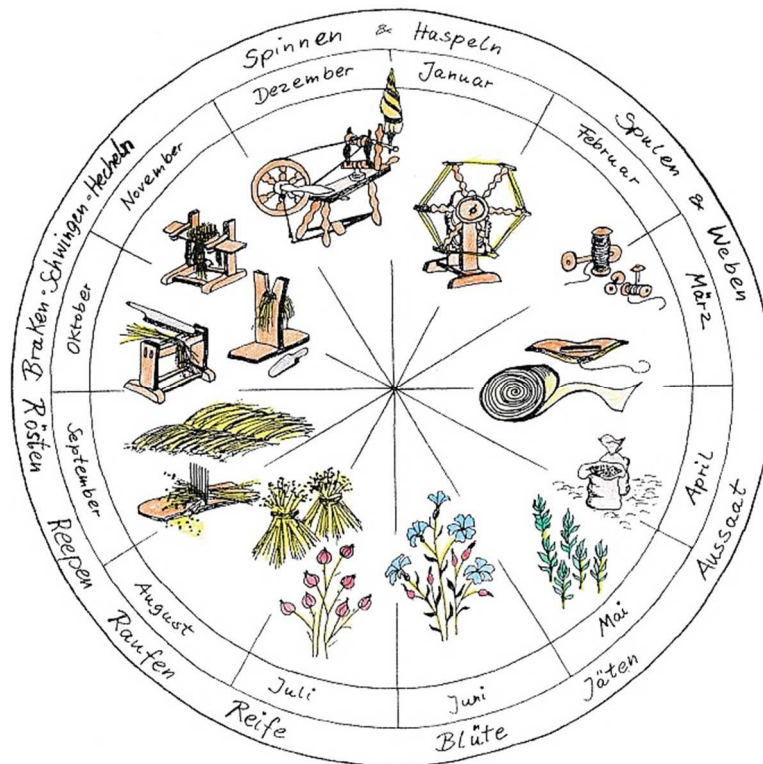
Leinenweber ist die historische Berufsbezeichnung für Weber von Leinen, einem auf Handwebstühlen in Leinwandbindung hergestellten Gewebe. Leinengewebe besteht ganz oder zu erheblichem Teil aus Leinengarn, einem aus Flachsfasern gesponnenen Garn. In ländlichen Gebieten erfolgte die Leinenweberei häufig im bäuerlichen Nebenerwerb.

In Liebenau gab es in den vergangenen Jahrhunderten aber immer auch (zwischen 4 bis 6) selbstständige Leinenweber. Sie stellten meist

Drellwaren (reißfester, dichter, fester und strapazierfähiger Stoff für Arbeitskleidung) her. Dazu brauchte man die doppelte Menge Garn wie für einfaches Leinen. Das Garn wurde von den Kunden geliefert, das diese in Eigenarbeit gesponnen

hatten. Da die Bauern oft eigene Webstühle hatten, war der Beruf eines Leinwebers wenig erträglich. Sie gehörten zu den ärmsten Handwerkern.

Außerdem war ihre Tätigkeit in den engen Räumen und in gebückter Haltung sehr ungesund. Erst als sie einen Amtsbrief erhielten, durften die Liebenauer Weber auch feinere Stoffe herstellen, die ihnen ein besseres Einkommen sicherten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging das Gewerbe der Weber zurück. 1891 brach der letzte Weber seinen Webstuhl ab. Die Bevölkerung hatte inzwischen das in Fabriken hergestellte feinere Leinen kennengelernt, und man wollte das alte kratzige Leinen nicht mehr tragen.



© L. Drexler, Flachs und Leinen im Jahresverlauf, Greven 1992

#### D. Das Klöppelhandwerk in Liebenau

Klöppeln ist eine Handarbeitstechnik, bei der mittels Klöppel (spindelförmige, meist aus Holz gefertigte „Spulen“) und dem daran aufgewickelten Garn verschiedenartige Spitzen gefertigt werden.

Grundlage für die Fertigung einer jeden „echten Spitze“ bildet die Mustervorlage, der Klöppelbrief. Dieser ist aus gerötetem Pergament aus Kalbsleder und wird auf einer Klöppellade befestigt. Die Klöpplerin folgt einem Muster, das genau vorzeichnet, wie z.B. eine Blume, ein Tannenbaum oder ein Stern auszusehen hat. Jeder Nadelpunkt ist dort markiert und jeder Lauf eines Fadens. Sie muss nur nachmachen, was der Plan vorsieht, und im Gespinnst der Spitzen erscheint im Lauf der Arbeit das geplante Muster.



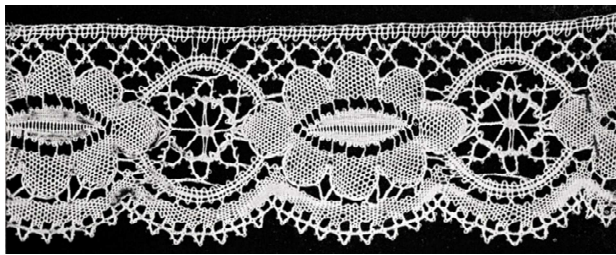
© Han JinYou, Der Durst nach Schönem, 2019



Beim Klöppeln werden die Fäden von mindestens zwei Paar Klöppeln durch Kreuzen und Drehen der Klöppel miteinander verflochten, so dass eine rechteckige oder runde Spitze entsteht. Diese Spitzen dienen zur Verzierung von Kleidung (Trachten), Decken, Bettwäsche, Servietten, Küsseneinsätzen, Ziertaschentüchern usw.

Aus Italien soll die Technik zunächst nach Belgien und in die Niederlande gekommen sein. Nach Liebenau gelangte sie durch Soldatenfrauen, deren Männer in den Spanischen Erbfolgekriegen (1701 – 1713) auf hannoverscher Seite mitgekämpft hatten. Wenn nach langen Kriegen vieles in Schutt und Asche lag, waren es die Frauen, die als Erste mit dem Aufräumen begannen und durch Handarbeiten für das Überleben ihrer Familien sorgten. In Liebenau war es eben das Spitzenklöppeln.

Das Handwerk des Spitzenklöppelns verschaffte vielen Liebenauer Familien über zwei Jahrhunderte lang ein zusätzliches Einkommen. 1878 schloss die letzte Klöppelschule in der Sackstraße. Klöppeln ist heute nur noch eine seltene Freizeitbeschäftigung, die hauptsächlich von Frauen betrieben wird.



Medaillonmuster



Klöpplerinnen vor ihrem  
Haus in der „Grönen Strate“  
© Heimatverein Liebenau

Liebenauerin Ursel Brinkmann beim Klöppeln einer Spitze für eine Decke als Geschenk für Gertrude Bomhoff, der Tochter unseres Heimatforschers Friedel Bomhoff (2007).

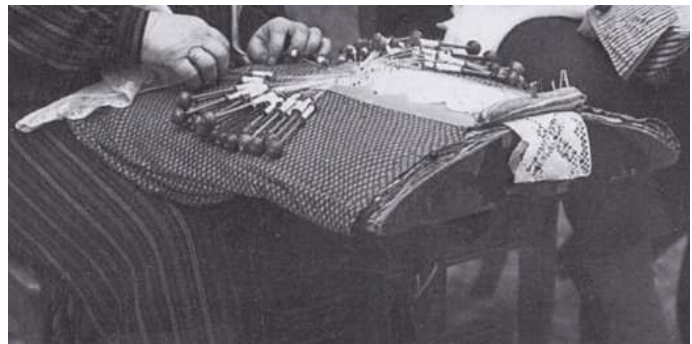


Klöppelstöcke  
auf Klöppelbrief

Klöppellade

Klöppelknecht

Nadelkissen



Liebenauer Klöppellade mit  
Brief, Klöppeln, Spitze, Nadeln  
© Heimatverein Liebenau



Liebenauer Klöppelbrief mit  
Pinnekenmuster  
© Caroline Wehrenberg